

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 47

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

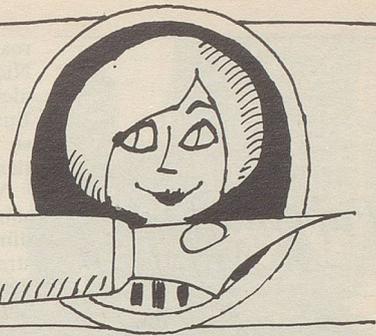
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Faulheit

Es ist traurig, beschämend, haarsträubend. Unbegreiflich, beinahe asozial ist es, was wir Schweizer uns übers Abstimmungs-Wochenende vom 21. Oktober geleistet haben: 47,9 Prozent der Stimmbürger sind zur Urne gegangen, haben diese kleine Anstrengung auf sich genommen und mit ihrer Teilnahme an der Wahl ihr Interesse an der Sache bekundet. Sie haben Rechte und Pflichten des Bürgers ernst genommen. – Und die restlichen 52,1 Prozent? Ihnen ist es anscheinend egal, wer in den nächsten Jahren unsere Anliegen und Meinungen in den beiden Kammern vertritt. Ist das möglich? Die Mehrzahl der stimmberechtigten Schweizer Bürger kümmert sich einen alten Hut um Politik? Ich kann es kaum fassen.

In den letzten Tagen gaben sich Radio- und Fernsehschaffende grosse Mühe, herauszufinden, wie es zu diesem Debakel hat kommen können. Antworten hörte man – es war zum Heulen! Am ehrlichsten fand ich jene junge Frau, die erklärte, ihr stinke es halt. Andere Aussagen lauteten: «Ich gehe prinzipiell nie, dafür interessiere ich mich nicht!» Dazwischen immer wieder der stereotype Satz: «Es nützt ja doch nichts!» Mit Verlaub: Was nützt nichts? Irgend jemand hat diese Anschauung einmal formuliert, und bald jeder zweite Schweizer plappert die Worte nach. Meist fahren besagte Leute dann weiter: «Sie machen ja doch, was sie wollen!»

Mit «sie» sind natürlich «die da oben in Bern» gemeint, unsere Bundesbehörden. Aber das stimmt doch einfach nicht. «Sie» machen nicht einfach, was «sie» wollen. Das ist es ja gerade, was uns, unter anderem, von den Ostblockländern unterscheidet. Wir dürfen frei sagen, was wir meinen. Das heisst auch, dass wir jene Leute wählen können, die die gleichen Ansichten und Interessen haben wie wir, auf dass sie diese Meinung vor dem Rat in Bern vertreten. Wir Bürger sollen und müssen mitmischen. Aber dafür braucht es etwas, das die Hälfte aller Schweizer nicht zu haben scheint, näm-

lich Interesse und Mut zum Engagement.

Auch das andere Argument ist nicht stichhaltig: «Ich kenne diese Leute nicht. Ich wähle niemanden, den ich nicht kenne!» Wenn ich das höre! Man müsste einmal eine Tageszeitung lesen, und zwar nicht nur die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen». Auch würde es nichts schaden, eine Wahlsendung am Fernsehen zu verfolgen. Man könnte auch Parteiversammlungen besuchen, am besten von zwei, drei verschiedenen Parteien, um sich eine eigene Meinung zu bilden. Aber dazu müsste man seine verflixte Bequemlichkeit überwinden. Und genau das ist meiner Meinung nach das Grundübel: Wir sind zu bequem, zu faul, uns aufzuraffen.

Damit wären wir beim letzten Gegenargument angelangt: «Ich verstehe nichts vom Ausfüllen der Liste!» Man müsste sich eben Zeit nehmen und die Anleitung durchlesen oder den entsprechenden Trickfilm am Fernsehen genau verfolgen. Das ist keine Hexerei; schliesslich sind wir kein Volk von Analphabeten und Beschränkten. Aber ach, die Faulheit! «Wozu auch sich einsetzen? Uns geht es ja gut, ausgezeichnet

sogar, und wenn uns etwas nicht passt, reklamieren wir schon. Lasst uns mit dieser Politik endlich in Ruhe!»

Ja, man müsste, müsste, müsste... diesen faulen, desinteressierten Stimmbürgern einmal tüchtig ins Gewissen schreiben. Aber: «Es nützt ja doch nichts!»
ams

Der Brief aus Afrika

Als unsere Tochter in Afrika war und dort ein Jahr lang im «Busch» lebte, schrieb sie uns die schönsten und glücklichsten der vielen Briefe aus aller Herren Ländern, die sie uns noch schreiben sollte. Sie war begeistert von dem Land, den Eingeborenen und deren Sitten und Gebräuchen. Von den Frauen lernte sie die Kunst, mit Pflanzenfarben Stoffe zu färben. Mit ihnen rührte sie in den Farbtiegeln, und mit ihnen wusch sie die Stoffe im Fluss aus. Diesen Leuten fühle sie sich verwandt, schrieb sie, sie könne ihr Empfinden und ihr Denken verstehen, ebenso ihre Musik und ihre Tänze. Wohltuend sei die Gastfreundschaft. Die Eingeborenen

teilten einfach alles, das heisst das wenige, das sie hätten, mit Freuden und von Herzen. Man könne eine Menge von ihnen lernen, schrieb sie, denn gross sei ihre Fähigkeit, sich mit andern zu freuen, echt und herzlich sei die Anteilnahme an den Sorgen und dem Kummer der andern. Hier, schrieb sie, leben alle beieinander, die ganze Sippe; Uralte und Blutjunge geben einander Halt und Schutz und Trost.

Wenn Fremde in ihrem Dorf auftauchten, vergässen sie Arbeit und alles, versammelten sich und gäben sich mit kindlicher Neugier den neuen Eindrücken hin.

Einmal, schrieb sie, sei eine greise Frau auf sie zugekommen, habe mit Ehrfurcht ihre Hand angefasst, habe ihr unverwandt ins Gesicht geschaut und leise zu weinen begonnen. Als man sie fragte, warum sie weine, habe sie mit der andern Hand sachte über die blonden Haare unserer Tochter gestrichen und gesagt: So jung, so schön – und blind! Und vor Kummer und Mitleid seien die Tränen in Strömen über ihre zerfurchten Wangen geflossen.

Aber nein, habe unsere Tochter gesagt, sie sei nicht blind, sie könne sehen wie alle rings. Da sei ein ungläubiges Staunen über das Gesicht der Alten gegangen. Sie hatte noch nie blaue Augen gesehen und angenommen, dunkle Augen könnten sehen, helle Augen aber seien erloschen und blind.

Die alte Frau habe unsere Tochter bei den Händen gefasst und voller Freude zu lachen und zu tanzen begonnen. Es habe ein Fest gegeben. Nach dem Essen habe man bis in die Nacht hinein weitergetanzt, und zwar alle: Urgrossmutter, Grossmutter, Mutter und Kind. Jedes für sich und jedes nach seinem eigenen Temperament. Alle hätten ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben, dass das weisse Mädchen, das jung und schön war, sehen konnte.

Fürwahr ein Grund zum Feiern!
Suzanne

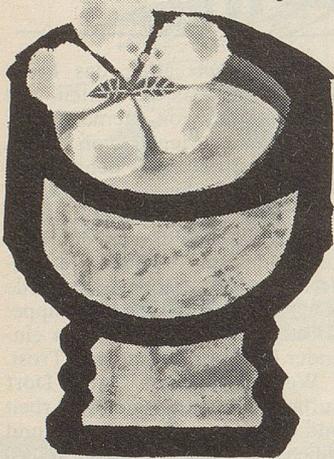
Plätze

Der SP-Nationalrat Helmut Hubacher unterteilt unser Land in den Werkplatz und den Finanz-



«Oh, Konrad, wenn man denkt, dass das deine besten Jahre sind, wo man ernten sollte, was man gesät hat!...»

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

platz Schweiz. Er fürchtet, die immer grösseren und riskanteren Machinationen der Banken könnten das Vertrauen im In- und Ausland untergraben. Er sieht, zum Teil sicher mit Recht, Arbeitsplätze in Gefahr, weil die rein finanziellen Interessen menschliches Denken und Handeln oft stark hemmen.

Seit das Zittern um Energiezuteilungen begonnen hat, wird auch zwischen Werkplatz und Wohnplatz Schweiz unterschieden: Der Präsident des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins verlangt, dass, im Falle einer Verknappung, die Elektrizität in erster Linie an den Werkplatz Schweiz geleitet wird. Begründung: die Exportabhängigkeit der Schweiz. Es sollen also ungehindert weiterproduziert werden: Waschmaschinen, Tumbler, Heizsysteme, Pumpen, Autos. Am Wohnplatz muss man mit einer Kontingentierung der Elektrizität rechnen: «Beeinträchtigung der industriellen Arbeit durch Elektrizitätseinschränkung würde unseren Lebensnerv abschneiden.»

Das Wort «Lebensnerv» hat es mir besonders angetan. Wenn wir uns in düsterer Zukunft dem Wohnplatz nähern, finden wir ihn dunkel und kalt. Die praktischen Apparate, die uns der Werkplatz beschert hat, ver-

rosten und verstauben wegen Nichtgebrauchs. Zuletzt ist es uns nicht einmal mehr erlaubt, das Buschzimmer zu heizen, weil wir so viel transportieren und exportieren müssen.

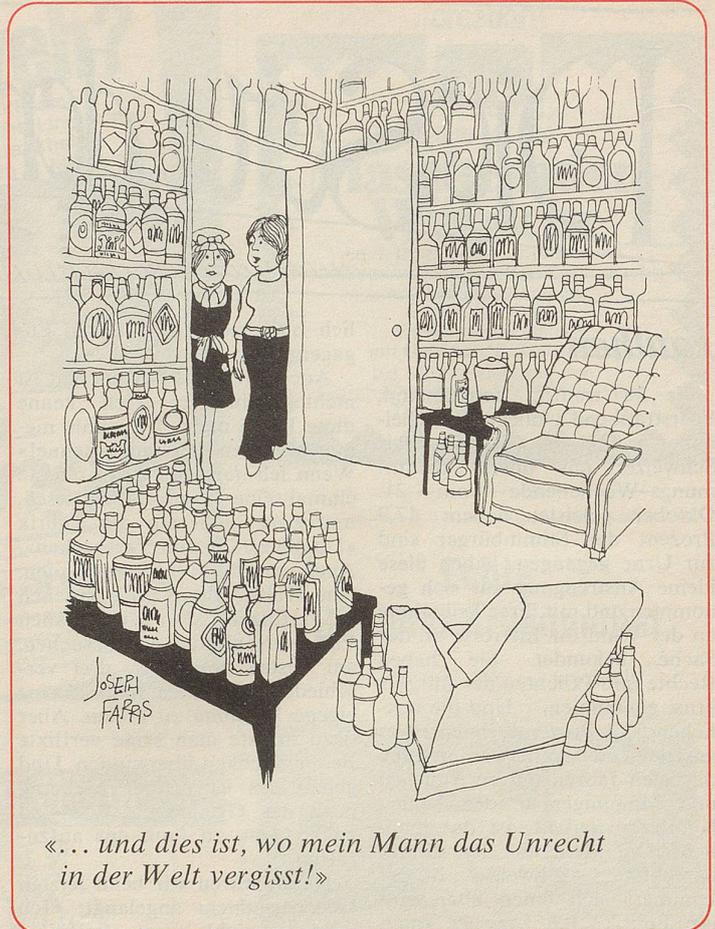
Wozu produzieren wir Gegenstände, die wir nicht brauchen dürfen? Und wieso diese abstrakte Trennung in verschiedene Plätze, wo doch jeder, der auf dem Werkplatz arbeitet, warm und angenehm wohnen sollte? – Sonst geht ihm das System nämlich an den Lebensnerv.

Anna Ida

Es war einmal ...

Seit dem Klausentag herrschte trockenes und kaltes Wetter. Noch fünf Tage bis Weihnachten – und noch kein einziges Schneeflöcklein war bisher gefallen. Die Männer unseres Hofes verliessen jeden Morgen nach der Viehfütterung das Haus, um im Wald zu holzen. Wir Schulkinder mussten jeweils den Männern das Mittagessen bringen. Den schweren Kessel mit Deckel trug meistens einer meiner Brüder, die Zinn-Suppenteller trug ich. Um elf Uhr war die Schule aus. Dann eilten wir nach Hause, denn wir kannten unsere Pflichten. Es war eine schöne Abwechslung, über den Mittag in den Wald zu gehen. In der Nähe der Stelle, wo die Männer arbeiteten, motete stets ein Feuer. Wenn es von der Kirche her elf Uhr schlug, begann unser Knecht August, das Feuer zu schüren.

An jenem Nachmittag, von dem ich berichte, hatten wir schulfrei. Vater hatte versprochen, mit uns in den Wald zu gehen, um Christbäume auszusuchen und zu fällen. In jenem Jahr war die Reihe an uns, für die Kirche einen grossen Tannenbaum, für das Pfarrhaus einen mittelgrossen zu spenden; einen stubenhohen Baum wollten wir für uns. Bald fanden wir, was wir suchten. Wir Kinder schwärmten dauernd, wie schön es sein würde, wenn der Wald verschneit wäre. Die Sehnsucht nach Schnee war so gross in unseren Herzen, dass wir einfach davon reden mussten.



«... und dies ist, wo mein Mann das Unrecht in der Welt vergisst!»

Unser Knecht August war ein guter Wetter-Prophet; er spürte den Wechsel in allen Gliedern. Also fragte ich den alten Mann: «August, fühlst du noch nichts in den Beinen? Empfindest du kein Ziehen oder Reissen?» So unbarmherzig forschte ich – nur wegen der herbeigewünschten Pracht. «Doch», erwiderte August, «heute kann ich nicht bis abends holzen. Ich gehe früh heim, in den warmen Stall, zum Vieh.»

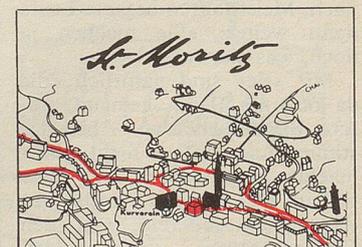
Am andern Morgen war die weisse Herrlichkeit da. Wir stürmten die Treppe hinunter zur Mutter in die Küche, jubelten und waren froh, dass es noch immer schneite. Mutter sah traurig aus und erzählte, August liege im Bett und habe Fieber. Dann kam Vater in die Küche. Er verkündete: «Heute holen wir die Christbäume.» Der Befehl lautete, wir sollten schnell den Holzschlitten aus der Remise holen. Wenn es um Schnee ging, war uns keine Arbeit zuviel...

August sass am Nachmittag auf seiner geliebten «Chunst», aber das Pfeiferrauchschmecke ihm noch nicht. Er erfreute uns, indem er bemerkte: «Kinder, morgen ist der Schnee steinhart gefroren, ich spüre es in meinen Zehen. Mich bringt man nur noch von der Stube bis zum Stall.»

Wir hatten nicht viel Tand,

um ihn an den Christbaum zu hängen. Zitronensterne mit Zuckerguss zierten unseren Baum. Rote Äpfel, mit Speck poliert, banden wir an die Aeste. Weiter gab es einen Engel aus weisser, mit Goldschnüren verzierter Watte. Dieser Wattleengel musste schon sehr alt sein und der Mutter etwas Besonderes bedeuten, denn nur sie durfte ihn aus dem Seidenpapier heben.

Nach Neujahr redete August wieder vom Schnee. Bis Lichtmess werde es noch oft schneien. Er sei froh, dass er keinen andern



HOTEL EDEN GARNI

Im Zentrum ruhig und günstig wohnen. Freie Sicht auf See und Berge. 3 Min. zur Corvigliaabahn. Eigener Parkplatz. Bus-Verbindung zum Bäder-Zentrum. Saison: Dezember–April. Zimmer mit Bad ab Fr. 45.–. Frühstück à discrétion.

Familie M. Degiacomi, Besitzer
Telefon 082/3 6161, Telex 74401

Arbeitsplatz suchen müsse. – Lichtmess ist der Tag, an dem die Knechte und Mägde, die ihre Arbeitsplätze wechseln, beim neuen Meister anfangen. Ueber die Festtage bleiben sie am alten Ort, auch wenn es nicht viel Geräuchertes und Helsweggen gibt...

Weihnachten wird immer so bleiben: Schnee und Christbäume sind Träume der Kinder.

Rosel Luginbühl

Filmhelden

Wenn der Weg mich durch die Innerstadt führt, studiere ich jeweils die Kinoplakate. Diesmal ist ein neuer amerikanischer Film angezeigt; sein Titel: «In Praise of older Women.» Was meines Wissens etwa soviel bedeutet wie: «Zum Lob der älteren Frauen.» Ein Kleber auf dem englischsprachigen Plakat nennt als deutschen Titel: «In den Armen reifer Frauen.» Auf den ausgestellten Photographien erkennt man den immer gleichen jungen Mann mit verschiedenen, nicht mehr ganz jungen Partnerinnen. So weit, so gut. Warum sollten, nach all den Schulmädchen und Lilitas, nicht auch einmal ältere Frauen die Begehrten sein? Schliesslich ist Marlene Dietrich bis ins reife Alter ein Weltstar geblieben.

Abends, daheim, überfliege ich die Kino-Rubrik in unserer Zeitung. Auch die «Older Women» sind angekündigt, mitsamt dem deutschen Titel, der hier allerdings lautet: «In den Armen reicher Frauen.» Reich statt reif; es könnte ein Druckfehler sein. Zum Vergleich schlage ich die Kinoprogramme in einem Gratis-Anzeiger nach – und finde auch dort meinen Jüngling «in den Armen reicher Frauen» wieder. Also hat man den Titel in dieser fehlerhaften Form der Presse mitgeteilt. Wobei man (oder Mann?) im Unterbewusstsein offenbar der Meinung war, dass reife Frauen, wenn sie schon nach jungen Männern äugen, zumindest reich sein sollten. Etwa nach dem Muster jener kleinen Anzeigen, mit denen jüngere Herren «grosszügige, solvente Damen» suchen – Alter unwichtig. Wohingegen der zum Lobe älterer Frauen gedrehte US-Film auch minderbemittelten weiblichen Wesen eine Chance gibt; denn die Photobilder zeigen keineswegs diamantenbehängte Millionärinnen, sondern Allerweltfrauen in schlichter Kleidung.

Den Film selbst bekam ich nicht zu sehen. Als ich zwei Tage später an dem Kino vorbeikomme, ist er bereits abgesetzt – zugun-

sten der Geschichte eines bärtigen Wildwesthelden, nach dessen Alter, Reife oder Reichtum niemand fragen wird. Madie

Gesucht:

Jemand, der mir Haushaltarbeiten abnimmt, hie und da kocht (wenn ich Zeit habe, koche ich gerne selbst), meine Wäsche besorgt, manchmal mein Chauffeur ist, während meiner Abwesenheit Telefonanrufe entgegennimmt und möglichst gleich beantwortet, meine Termine überwacht und organisiert, überhaupt geschickt ist in allen Sekretariatsarbeiten, mich zum Vitaparcours oder zum Schwimmen begleitet und auch einmal mit mir Ferien macht, abends mit mir Konzerte oder Theateraufführungen besucht, was gute Umgangsformen, vielseitige Interessen und ein ansprechendes Aeusseres bedingt.

Sie sehen: Ich bin anspruchsvoll!

Heute habe ich vor einigen Kolleginnen meine Wünsche formuliert. Ihre Antwort: Schallendes Gelächter. Man nimmt mich nicht ernst. Ich bin empört!

Die Situation wirkt nur komisch, weil ich nicht ein heiratslustiger Mann bin, sondern eine der vielen berufstätigen Frauen, die sich zeitweise überlastet fühlen. In solchen Momenten blicke ich neiderfüllt auf die arbeitssamen, liebevoll ihre Gatten bewundernden Frauen meiner Kollegen.

Wo bleibt die Gleichberechtigung? Wo finde ich einen vielseitigen «Hausmann»? Bin ich vielleicht doch zu anspruchsvoll – oder: Gibt es in der üblichen Gesellschaftsordnung für Frau und Mann doch keine Gleichberechtigung? Lilo

Echo aus dem Leserkreis

Tradition
(Echo Nebelspalter Nr. 43)

Liebe Jutta Schönenberger-Lamprecht

Sie stellen zwei Probleme zur Diskussion. Zum einen ärgern Sie sich darüber, dass uns Frauen im Nebelspalter «nur» die Frauenseite zur Verfügung steht. Ich muss zugeben, dass auch mir schon im gleichen Zusammenhang das Wort «Ghetto» in die Schreibmaschine gerutscht ist, und ich bedaure auch, dass im Nebelspalter nicht mindestens zwei bis drei Frauen (etwa



«Ich glaube, nun bin ich geheilt; nun vergebe ich meinen Eltern, liebe meine Frau, bewundere meine Kinder und hasse Sie!...»

dem ständerätlichen Kräfteverhältnis entsprechend...) als ständige Mitarbeiterinnen zu Wort kommen. Sogar die Karikaturistin Magi Wechsler ist offenbar durch ein Missverständnis «hereingerutscht»: sie hat selbst erzählt, dass sie anfangs immer als «Herr Magi Wechsler» angeschrieben wurde. – Dennoch würde ich es mindestens ebenso sehr bedauern, wenn dadurch der Frauenseite die Existenzberechtigung entzogen würde. Für mich ist diese Institution ein Relikt aus Bethlis Zeiten, und nur in diesem halbformellen bis nebensächlichen Rahmen habe ich damals überhaupt erste, unprofessionelle Gehversuche im Schreiben gewagt.

Damit komme ich zum zweiten Problem, dem mit den Namen, deren Weglassung Sie als Unterwürfigkeit bis Feigheit zu interpretieren scheinen. Dies wundert mich eigentlich, denn daran ist sicher nicht der Nebelspalter schuld. Die meisten, glaube ich, halten sich einfach an die Frauenseiten-Tradition und unterschreiben mit einer Art «Markenzeichen». Ich persönlich schreibe meistens unter meinen Initialen, habe aber auch schon meinen Vornamen oder sogar einen Phantasienamen gebraucht, und jedesmal wurden meine Unterzeichnungswünsche kommentarlos akzeptiert.

Reklame

Da gibt es doch eine Marianne Ludwig. Können Sie sich nun unter diesem vollen Namen etwas Genaueres vorstellen als unter einer Suzanne, Anna Ida oder Hedle?

Ursula Hasler-Gloor, Volketswil

Als Regel: der Name

(Echo Nebelspalter Nr. 43)

Sehr geehrte Ilse

Als «Ab-und-zu»-Nebi-Leser möchte ich gerne Stellung nehmen zur Namendiskussion. Weshalb auf der Frauenseite nur mit Vornamen unterschrieben wird, ist mir nicht klar geworden; später habe ich nicht weiter darauf geachtet. Jede Zeitung und jede Zeitschrift handhabt ja die Namengebung der Autoren anders. Von den Initialen bis zum vollen Namen mit Adressangabe ist alles zu finden. Mir persönlich ist es gleich, ob ich mit vollem Namen dastehe, wenn einer meiner Beiträge abgedruckt wird. Habe ich meine Meinung schriftlich kundtun können, stehe ich zum Formulierten und brauche keine Anonymität.

Aber: Dass einzelne Schreiber(innen) lieber nur mit dem Vornamen erwähnt werden wollen, ist absolut verständlich. Vielleicht könnte man dies speziell wünschen? Als Regel der volle Name und bei speziellem Vermerk lediglich das, was gewünscht wird? H. Gerhard

In Afrika wächst eine Lilie, die bei Verstopfung hilft.

Sie heisst Aloe. Schon seit Alters her ist der Extrakt dieser afrikanischen Lilie bekannt für seine Wirksamkeit bei Verstopfung. Aloe-Extrakt ist neben anderen wirksamen pflanzlichen und organischen Stoffen ein Hauptbestandteil der Dragées 19 nach Prof. Dr. med. Much. Deshalb helfen Dragées 19



bei Verstopfung schnell und zuverlässig.

Völlegefühl und Blähungen können behoben werden.

Dragées 19 verdanken ihre Wirksamkeit ausschliesslich pflanzlichen und organischen Extrakten. Dragées 19 gegen Verstopfung und Darmträgheit erhalten Sie in Ihrer Apotheke oder Drogerie.